Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 48. Posen, den 28. November. 1880.

Krapulinski, der Zauberer.

Humoreske von Ferd. Jozewicz.

Ich war ein Heimgekehrter. Allerdings hatte man mir zu Ehren keine Kälber geschlachtet, dafür aber gehörte ich auch nicht zu der interessanten Sippe der verlorenen Söhne und hatte nichts gesündigt. Ja ich hatte, abgesehen von einigen langweiligen Seereisen als Schiffsarzt, nicht einmal viel erlebt. Nur mein Herz hatte schon seinen Roman gehabt, oder wenigstens den Anfang eines solchen. Aber ich dachte nicht gerne daran. In die lustig sprießenden Blüthen meines Liebesfrühlings war mir ein häßliches Frostwetter gefahren und hatte die armen Dinger greulich ruinirt, ach, es war ein Jammer. Ich nahm, weil ich gerade mein Staatsexamen bestanden hatte, Stellung als Schiffsarzt und schwamm auf dem Weltmeere, drei lange Jahre. Um anders zu reisen, fehlten mir ja die Mittel. Zuletzt erreichte mich eines schönen Tages in Bombay die Nachricht, daß mein reicher alter Onkel, dessen Mildthätigkeit mir das Studium ermöglicht hatte, gestorben sei und mich zum Erben eingesetzt habe. Da kehrte ich denn zurück, und jetzt schaute ich aus einem Fenster seines nun mir gehörigen Hauses auf den Marktplatz der lieben, stillen Vaterstadt hinab, wunderte mich über mich selber und fragte mich, ob es denn auch ernst von mir gemeint sei mit der Seßhaftigkeit.

Noch dazu mit der Seßhaftigkeit in meinem heimathlichen Krähwinkel, in welchem sich seit einem Jahrzehnt und länger nichts Wesentliches geändert zu haben schien. Alle die biederen Bürger und Bürgersfrauen waren dieselben geblieben, nur etwas älter waren sie geworden, und etwas behäbiger. Und auch das Grünzeug war mächtig herangewachsen. Meister Knieriems Gustel trug bereits ein eben solch steifgestärktes Kattunkleid, wie ihre Mutter, und Fritze, des Gastwirths „zum lustigen Postillon" Einziger, stand schon früh in der breiten Hausthür, sein keckes Schnurrbärtchen drehend und immer die Straße entlang, oder vielmehr über den Platz schräg hinüber guckend, als ob er irgend etwas erwartete.

Da mit einem Male färbte sich sein hübsches Gesicht mit jäher Röthe, und als ich seinem Blicke folgte, sah ich, wie mir gegenüber aus dem „Hotel zur deutschen Reichspost" ein feines, kleines Figürchen trat, zierlich vom spitzen Strohhut bis hinab zu dem niedlichen Promenadenschuh, welcher unter dem fußfreien Kleide hervorlugte. Es war gewiß ein kleiner Schelm, das liebliche Kind. Mit welcher Geschicklichkeit es den Fächer vor das Gesicht hielt, das allerliebste Stumpfnäschen verbergend vor mir und vor dem lustigen Postillonsfritze. Ich hatte das Näschen aber doch gesehen, und den lachenden kleinen Mund dazu, und ich hätte schwören mögen, daß beides nur der Tochter des Reichspostwirths gehören könne, der „kleinen Viktorine", als welche sie noch deutlich in meiner Erinnerung stand.

Sollte der Postillonsfritze gar nach Viktorinen . . . ?

Bewahre! Wie mir ein so thörichter Gedanke auch nur andeutungsweise durch den Sinn schießen konnte! Die tödtliche Feindschaft zwischen „Postillon" und „Reichspost" war ja eine Thatsache von historisch feststehender Unerschütterlichkeit.

Am Brunnen bei der Rathhausecke blieb die Kleine stehen und las einen, den einzigen dort vorhandenen Anschlagszettel. Fritze schaute eben so aufmerksam zu ihr hinüber, wie ich, und endlich wollte es mich gar bedünken, als ob ich ein leichtes Nicken seines Kopfes bemerkte. Im nächsten Moment aber war er verschwunden.

Auch das Persönchen aus der Reichspost schlenderte weiter. Ich hatte es scharf beobachtet, indessen — es hatte gewiß nicht im mindesten auf den lustigen Postillon geachtet. —

Mochte nun die Luft meines lieben Krähwinkel so intensiv ansteckend wirken, daß sie mich schon am zweiten Morgen meines Aufenthalts kleinstädtisch anhauchte, oder mochte sonst etwas schuld daran sein, genug, auf den Inhalt des Zettels am Brunnen war ich neugierig geworden. Ohne viel Besinnen ging ich hinunter auf den Markt, stellte mich auf dieselbe Stelle, wo kurz vorher Viktorinchen gestanden hatte und las die Ueberschrift des in mäßigstem Format gehaltenen Plakats:

Krapulinski's Gesellschaftsreise.

Krapulinski, grübelte ich, Krapulinski!

Es stand fest, ich hatte den Namen nicht blos in meinem „Heine" gefunden, sondern er mußte mir auch schon im Leben irgendwo aufgestoßen sein.

Indessen las ich weiter und fand, daß Herr Krapulinski die öffentliche Einladung ergehen ließ zur Theilnahme an einem Ausfluge auf den „hohen Zapfen", den höchsten Berg unserer Provinz, von dessen Fuß Krähwinkel nur zwei Meilen entfernt liegt. Wie das Programm besagte, war es geplant, die unsere Stadt berührende Eisenbahn bis zu deren nächster, südöstlicher Station zu benützen, dann ständen „für die älteren Herrschaften" Fuhrwerke bereit, um den Aussichtsthurm auf dem hohen Zapfen zu erreichen. Ferner würde in dem Wirthshause auf der Höhe für Nachtquartier gesorgt sein und anderen Tages, auf der Heimfahrt, sollte noch die „Reizmannshöhe", ein beliebter Sommerfrischlerort, „mitgenommen" werden. Von der Reizmannshöhe führe man „per Omnibusse" nach Dingsda, unserer nächsten Nachbarstadt an der Bahn, zwei Stationen von uns entfernt, um am Abende des zweiten Tages, vom schnaubenden Dampfrosse gezogen, wieder zurückzukehren in Krähwinkels altehrwürdige Mauern. Der Preis für die Theilnahme an der „Gesellschaftsreise" war zeitgemäß billig angesetzt, und wer weiß, welchen Entschluß ich gefaßt hätte, wenn es nicht eben die Krähwinkler „Gesellschaft" gewesen wäre, welche berufen wurde, diese „Reise" zu machen.

Da kamen Schritte über den Platz. Sieh da, der Postillonsfritze!

's wird eine hübsche Tour werden, Herr Doktor, sagte er nach respektvoll-vertraulichem Gruße. Fahren Sie nicht auch mit?

Ich verneinte, und indem ich es that, schaute ich mir das junge Blut scharf von der Seite an. Sollte ich mit meinem früheren kuriosen Gedanken doch nicht so unrecht gehabt haben? Sollte Fritze deswegen von der Partie sein, weil das Persönchen vorhin durch das Lesen des Zettels angedeutet zu haben schien, daß es gleichfalls von derselben sein würde? Romeo und Julie? Fritze und Viktorinchen?

Nachdenklich schritt ich wieder meiner Wohnung zu. Armer Fritze! Wenn ich mit meinen Gedanken nicht auf dem Holzwege bin, dann verspreche ich Dir, daß Du mir rechtschaffen leid thun sollst. Du mußt es doch am besten wissen, daß zwischen „Reichspost" und „Postillon", trotz des vom einen zum andern sich breitenden spitzen Marktpflasters, eine Kluft gähnt, eine fürchterliche, unausfüllbare Kluft des Hasses, des Schabernacks und der tödtlichen Beleidigung.

Und dem lustigen Postillon mußte man's lassen, daß er der zuerst Beleidigte war. Er war das ursprüngliche, das gewissermaßen autochthone Krähwinkler Wirthshaus, das einzige, in welchem zur Zeit meiner Kindheit Passagiere der damals lebhaften Post verkehren konnten. Der lustige Postillon befand sich dabei ganz wohl, und seine Gäste hatten auch nicht zu klagen. Des Postillons Speisen und Getränke erfreuten sich allzeit eines schönen

Rufes, man war dort stets gut aufgehoben gewesen und es hatte dem Hause niemals etwas anderes gefehlt, als die Feinheit des in großstädtischen Hotels üblichen Tones.

Nun, die Krähwinkler waren die letzten, welche diesen feinen Ton vermißten. Dennoch that sich vor nunmehr achtzehn oder neunzehn Jahren — beiläufig gesagt das ungefähre Alter Klein-Viktorinchens — das „Gasthaus zur Post" auf, wie es sich damals nannte, mit nobleren Einrichtungen und eleganteren Manieren, natürlich auch mit höheren Preisen — und der Guerillakrieg des Konkurrenzneides nahm seinen Anfang.

Er hatte bis diesen Tag keine Sekunde lang eine Unterbrechung, niemals eine Milderung erfahren. Im Gegentheil, als die Gründerperiode den Krähwinklern eine Eisenbahnverbindung schenkte und als infolge dessen und infolge der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches der Gastwirth zur Post sein Haus umtaufte in ein „Hotel zur deutschen Reichspost;" als dieses Hotel dann mehr und mehr das feinere Publikum anzog und dem „lustigen Postillon" nur eben der Schwager Postillon und ihm gleichwerthiges Volk treu blieb; als sich, im Gegensatze zu des „Lustigen" blaubeschürztem Hausknechte, drüben in der Hotelthür lungerndes Volk von frackschwänzigen, serviettenbehafteten Kellnern umhertrieb; als die „Reichspost" je länger desto mehr auf den „Postillon" hochmüthig herabblickte — da lohte des letzteren Haß und Neid in lichter Flamme himmelan und er hätte es vielleicht zu Stande gebracht, den ihn überflügelnden, später geborenen Konkurrenten zu vergiften, wenn es nur keine Sünde gewesen wäre.

Und unter sothanen Verhältnissen sollte Fritz nach Viktorinchen schielen?

Ich ließ diese kopfschüttelnde Gedankenreihe fallen und grübelte dafür wieder dem Namen Krapulinski nach. Endlich fiel es mir ein, daß ich in der lustigen Studentenzeit einmal einer magisch-somnambulistisch-nekromantischen Soirée von Professor Jodokus-Krapulinski, größtem Zauberer und Geistercitirer der Gegenwart, beigewohnt hatte. Von diesen Leuten bekommt man ja stets nur den größten seiner Zeit zu sehen und die Kunststücke, welche sie vorführen, sind bei jedem dieselben. Auch der wackere Krapulinski hatte vordem an sein Publikum u. A. das Verlangen gestellt, ihn irgend ein Buch zu geben, welches er zerreißen, dann aber durch Zauberei wieder in völliger Untadelhaftigkeit zusammenbringen wolle. Ich schlug ihm von meinem damaligen studentischen Standpunkt aus unser Kommersbuch vor, wogegen ein Kommilitone des alten Schäfer Thomas Prophezeiungen, ein anderer den Liebesbriefsteller von So undso, ein dritter die Kinderfibel für mehr geeignet erachtete. Aber wir drangen selbstverständlich mit unseren Vorschlägen nicht durch, sondern der mit Herrn „Professor" Krapulinski einverstandene „Unparteiische" aus dem Publikum proponirte die Bibel, und diese wurde angenommen. Bald war ein handliches Exemplar von einer neueren Ausgabe der britischen Bibelgesellschaft beschafft, und ich half eifrig beim Zerreißen desselben. Dann machte der Schwarzkünstler das Stück in althergebrachter Weise. Er warf die zerrissene Bibel in ein Behältniß und zauberte sie mit Spruch und Hokuspokus wieder zusammen. Aber wie üblich gelang dies nicht sogleich. Der Herr „Professor" zog wohl eine zusammengeleimte Bibel hervor, aber es erwies sich, daß sie nicht richtig zusammengeleimt war, daß der Zauberspruch altes und neues Testament, Psalmen und Epistel wirr durcheinander gewürfelt hatte. Eines der wunderlich zusammengesetzten Blätter behielt ich damals Scherzes halber zurück und ich besitze es noch.

Daß und wie die Professoren von Krapulinski's Art die zerrissen gewesene Bibel schließlich noch richtig zusammenzaubern, ist bekannt. Mich beschäftigte jetzt nur die Frage, ob jener Zauberer ein und dieselbe Person sei mit dem Unternehmer der Krähwinkler Gesellschaftsreise.

Du wirst morgen auf den Bahnhof gehen, dachte ich in der öden, gähnenden Langeweile, die mich in Krähwinkel schon stündlich umschlang. —

Ich ging auf den Bahnhof. Der Perron und die engen Wartezimmer wimmelten von Publikum. Und Himmel, welch' heterogene Elemente waren da zum Zweck gemeinsamen Vergnügens zusammengekommen! Ich sah eine „höhere" Töchterschule, geführt von zwei Lehrern und drei Lehrerinnen. Zwei von diesen letzteren waren alt und grämlich, die dritte noch jung, schmachtend und wie der weit verbreitete terminus technicus es bezeichnet: „schwärmeerisch".

II.

In der Nähe dieser gewiß von allen Düften schulgerechter Poesie imprägnirten, nur in zartesten Flötentönen sprechenden Donna, gewahrte ich den alten, heirathslustigen Amtsrichter Liebegern. Drei Knopflöcher voll Blumen, auf dem kahlen Haupt eine nagelneue Perrücke, führte er sein greises Mütterchen. Ferner war da des Rektors mindestens dreißigjährige „Jüngste", welche allgemein den Beinamen „Seimchen" führte, zum Andenken an die von ihr selbst verbürgte Thatsache, daß vordem ein Kandidat der Theologie einen beim Pfänderspiel von ihr erhaltenen Kuß mit Honigseim verglichen habe — dann Mutter Brätzel mit einer ihrer vielen Nichten — Meister Knieriems Gustel mit einem langlockigen Schneiderjüngling — die Frau Pastor in Begleitung eines hübschen jungen Mädchens, welches gleich einem Wendehals alle Augenblicke das Köpfchen nach der Glasthüre des Telegraphenbureaus drehte, offenbar des dort beschäftigten jungen Beamten halber — sorgsame Mütter mit Schirmen, Tüchern und Taschen — Väter mit Feldflaschen, Pfeifen und aufgekrempelten Beinkleidern — ein spleeniger, Pastillen naschender Apothegehilfe — grobkörnige, ungeschlachte Jünglinge im süßen Studium der Flegeljahre — und Grünzeug, Grünzeug in Hülle und Fülle!

O weiser Krapulinski! Siehe, da kommst Du selbst, Du, den ich kenne schon von damals, hehrer Meister der schwarzen Kunst! Fürwahr, Du bist es! Schmunzelnd besiehst Du Dir Dein Werk und beginnst die Hammel abzuzählen. Noch immer bist Du der alte Zauberer. Wie vordem Bibelblätter, so mischest Du nun Menschen, und hast Deinen Profit dabei. Es läutet zum ersten Male, der Zug fährt in den Bahnhof, in „namenlosem Gewimmel" drängt sich Deine Herde; es läutet zum zweiten Male — kaum selber meines Thuns mir klar bewußt, eile ich zum Schalter und löse mir ein Billet nach Dingsda.

Ich saß im Waggon. Ich hatte mich abseits der Krapulinski'schen Hammel gehalten und fuhr nach Dingsda nur, weil offenbar alles, was ich zur Zeit sonst thun konnte, noch mehr langweilig sein mußte. Krähwinkels kleinstädtische Geistesöde gähnte mich grauenhaft an und ich wälzte in meiner Brust den Gedanken an ein rasches Aufgeben meiner geplant gewesenen Seßhaftigkeit. Wenigstens nicht hier seßhaft zu sein.

„Schaffner, mein Billet, auch für die Rückfahrt geltend. Wenn irgend möglich, so lassen Sie mich allein im Coupé."

„Geht nicht, mein Herr, geht wirklich nicht, der Andrang ist heute zu stark. Von der nächsten Station an wird sich's machen lassen."

Der brave Mann steckte die ihm gebotene Zigarre ein und schob einen Jüngling mit keckem Schnurbärtchen zu mir herein. Fürwahr, der lustige Postillonsfritze!

„Sie hier!" rief ich. „Ich denke, Sie sind bei der Krapulinski'schen Gesellschaft, für welche doch besondere Waggons gestellt sind."

„Pst, Herr Doktor, pst!" machte Fritzen. „Ich habe freilich einen Antheilschein an der Tour und es kostet mich ein schönes baares Trinkgeld an den Schaffner, daß ich hier — er sollte uns eigentlich ein eigenes Coupé geben . . ."

„Uns?" fragte ich. „Wem doch noch außer Ihnen?"

„Das werden Sie gleich sehen, Herr Doktor und — nicht wahr, ich darf auf Ihre Diskretion rechnen?"

Ehe ich ihn derselben noch versichern konnte, trat der Schaffner, welcher sich als breite Schutzwehr vor der Coupéthür aufgepflanzt hatte, bei Seite und sagte freundlichsten Tones:

„Bitte, hier hinein, bitte, es ist gerade noch Platz."

An der Stelle, wo eben noch der Mann gestanden hatte, tauchte — wahrhaftig — Klein-Viktorinchens feine Gestalt auf, um nach einem blitzenden Blick auf Fritze eilens zu uns zu klimmen. Und hinter ihr erschien und nahm gleichfalls im Coupé Platz, hinter ihr, „hilf Himmel, ist sie es denn wirkich, sie, die ich gesucht aller Orten, um die ich in Verzweiflung hinausgezogen war in die weite Welt, Else, die Heldin meines unterbrochenen Herzensromans, die Königin meines in Frost erstarrten Liebesfrühlings, Else, die verloren Geglaubte, die ich nun hier in Krähwinkel wiederfinden sollte? Mir wirbelten die Sinne, mir stockte der Athem und ich rang nach Worten. O dieses jähe, in seiner Wucht zermalmende Glück! Wenn sie mich nun erblicken wird! Noch war sie mit Viktorinchen beschäftigt, von welcher sie „Tante" genannt wurde, und Fritze — —

Allerbarmer, weshalb mußte sich gerade in diesem Augenblicke der Zug in Bewegung setzen, so daß ich nicht mehr entrinnen konnte! Fritze redete sie, die Geliebte meiner Seele, als „Frau

Stein" an! Ein Abgrund that sich vor mir auf und verschlang mein jähes Glück, — Fritze, der Ahnungslose, sprach das vernichtende Wort noch einmal, und er bedankte sich bei „Frau Stein" voll Herzlichkeit dafür, daß sie dieses himmlische Vergnügen des Zusammenseins mit seinem Viktorinchen möglich gemacht habe.

(Schluß folgt.)

Aus den Lebenserfahrungen eines Berges.

Von F. G. Adolf Weiß.

(Schluß.)

Es war — wieder nach fast einem Menschenalter — dem von der Geschichte so vielfach verklärten Schloßberg von Graz beschieden, seine historische Rolle mit einem Akte des Heldenmuthes zu schließen, der seinen Namen neben die der glorreich vertheidigten Vesten des Predil und von Malborgheto stellt. Sowohl 1797 als 1805 hatten die österreichischen Truppen die Grazer Citadelle ohne Kampf vor den einrückenden Franzosen geräumt. Aber als 1809 Oesterreich zum letzten Mal allein an das Glück der Waffen appellirte, bot der Schloßberg auch zum letzten Mal seine felsige Stirne dem Feinde. Nur eine Schaar von 680 Soldaten und 120 Grazer Landwehrmännern war es, die mit 26 Geschützen unter dem Kommando des Geniemajors Franz Hackher zu Hart dem von Obersteier hervorrückenden 12,000 Mann starken Korps des Marschalls Macdonald am 30. Mai ein „Halt!" entgegenrief, so daß der Letztere sich genöthigt sah, 3000 Mann unter dem General Broussier vor der Bergfestung zurückzulassen. Die Stadt freilich mußte dem Feinde preisgegeben werden; sie war schon längst zu ausgedehnt, um von den Kanonen des Schloßberges beschirmt werden zu können. Am 13. Juni Mittags begann das furchtbare Geschützkonzert, um sieben Tage und sieben Nächte hindurch ununterbrochen fortgesetzt zu werden. Dichter Pulverdampf umwallte den Berg, aber er ragte unbezwungen empor aus rasendem Schlacht-Tumult. Wohl schlichen fast jede Nacht vorsichtigen Schrittes französische Sturmkolonnen den steilen Abhang hinan, um die ermüdeten Vertheidiger zu überraschen. Vergeblich, das tapfere Häuflein war auf seiner Hut. Der französische General sendete ritterlicher Weise nach Schluß des Bombardements den Verwundeten unter den Vertheidigern des Schloßberges Erfrischungen zu. Die Franzosen brachen urplötzlich die Belagerung ab. Die Citadelle war unbezwungen geblieben — aber der „Hofkriegsrath" hatte für solchen Heldenmuth kein Verständniß, er überlieferte in dem wenige Wochen nachher geschlossenen Waffenstillstande, obgleich sich die österreichischen Truppen nicht erfolglos in der unmittelbaren Nähe von Graz mit den Franzosen geschlagen hatten, den durch mehr als 500 Jahre trotz Türkennoth und Verrath jungfräulich gebliebenen Schloßberg freiwillig dem Feinde. Am 23. Juli 1809 zog die tapfere Besatzung mit allen militärischen Ehren ab und würtembergische Truppen des Generals Vandamme besetzten die Werke des Schloßberges. Und in ihnen weilten vorübergehend als die letzten Gefangenen vier edle Patrioten: der Fürstbischof von Seckau-Graz, die Grafen Attems und Wildenstein und der Grazer Bürger Godolla als Geiseln für Zahlung einer hohen Landeskontribution an den Kaiser Napoleon.

Das Ende des vielhundertjährigen militärischen Berufes des Schloßberges war gekommen. Am Schluß des Jahres 1809 ließ der Sieger die Festungswerke in die Luft sprengen, wobei manch' altstorisches Denkmal zu Grunde ging. Die Grazer Bürgerschaft rettete für sich durch schweres Geld zwei Thürme vom Untergange: den Bürger-, jetzt Uhrthurm genannt, und den Thurm nahe dem Plateau, in dessen Glockenstube die schon erwähnte „alte Liesl" hängt — zwei mit der Geschichte der Stadt und dem täglichen Leben der Bewohner eng verbundenen Bauwerke. „Der gräßliche Anblick — heißt es in einem vor 63 Jahren erschienenen Buche — der hier und da noch stehen gebliebenen Mauern und Giebel, und die Gefahr, die solche durch ihren Einsturz den Umherwandelnden drohten, veranlaßte selbst nach vollendeter Wuth des Feindes die Regierung, das noch stehen Gebliebene der Erde gleich zu machen. Demungeachtet verursacht der Anblick des Schloßbergs einen sehr widrigen Eindruck." —

Siebzig Jahre — ein langes Menschenleben — sind vorübergegangen seit die dumpfen Detonationen des französischen Zerstörungswerkes das Herz jedes Grazers tiefschmerzlich berührten und seit die eben zitirten Worte traurige Wahrheit waren. Wer denkt heut noch daran zurück? Wer empfindet noch das Weh jener Tage? „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen!" Das Geschlecht von Heute weiß nichts mehr von jener schaurigen Trümmerstätte und die noch eine Erinnerung daran haben, sind hochbetagte Greise, die sich in den dunkeln Baumgängen des Schloßberges der fröhlichen Gegenwart freuen.

Es ist ein sonniger September-Nachmittag des Jahres 1879. Ein blauer Himmel spannt sich über das Land. Laut schwatzende und lachende Schaaren geputzter Menschen aller Stände und Berufsarten, ernste Geschäftsleute und Handwerksmeister, bebrillte Gelehrte und schmucke Offiziere, rasche Jünglinge und Knaben, Mädchen im kurzen Kleidchen und liebliche Jungfrauen, stolze Weltdamen und schlichte Matronen wandern in langen, bunten Zügen die dicht beschatteten, sauberen Pfade des Schloßberges hinan. Von oben tönt ihnen schmetternde, fröhliche Musik entgegen und zwischenein jauchzt des Steirers kreuzfideles Juhu! durch das tausendstimmige Gewühl der bunten Menschenwelt, die da oben auf dem grünen Wiesenteppich zwischen den festlich drapirten und bewimpelten Zelten, wo man Bier und Wein schenkt und wo auch ein Glückshafen etablirt ist, durch einander wirbelt — da, wo einst das römische Kastell und später die uralte romanische Thomaskirche stand und noch später die mächtigen Burgen ragten und die Kanonenpforten der Festung Karls II. drohend in's Land hinausschauten. Mit stummen Staunen blickt der einsame Glockenthurm hinab auf das jubelnde Treiben. Auch die „alte Liesl" summt sonor und feierlich wie seit 200 Jahren die Kunde des Sieges von St. Gotthardt in die laue Abendluft hinaus, das fröhliche Lachen und Jauchzen mit ihrer ehernen Stimme beherrschend. Doch wer denkt noch der Bedeutung dieses Rufes! Wenige Schritte davon schwingt sich auf einem improvisirten Tanzboden unterm blauen Himmelsgewölbe die Jugend im muntern Reigen. Das juchzet und strampft und hüpft und schleift, als hätt' es nie eine blutig-trübe Zeit der Türkenkriege gegeben. Sieh' da — eine Rakete zischt empor von dem Mauerrest der ehemaligen, „die Katz'" genannten Bastei! Aber sie kündet nicht das Herannahen räuberischer Kuruzzen oder mordbrennerischer Türken. In vielfarbigen, prachtvollen Funkengarben stäubt sie nieder auf die Menge. Das festliche Feuerwerk beginnt mit seinen Raketen und Feuerrädern, seiner flammenden, prasselnden Architektur des Augenblicks und brausender Beifallssturm weht über das Plateau des Berges hin, wo so eben ein Männer-Gesangverein eine lauschende Menge mit lieblichen Liedern entzückt hat.

Noch umkränzt die alte Mauer mit hundertjährigem, dichtem Epheugewirr umkleidet, das sich hinabzieht bis in die netten Weingärtchen und sich vermählt mit dem Waldmantel, der den Berg umwallt, den Gipfel desselben. Aber die Mauer ist nur dazu da, um den Besuchern des Berges als breite bequeme Brustwehr zu dienen, wenn sie sich erlaben an der Aussicht in die liebliche Umgebung der Stadt. Heute indessen hat die alte Mauer noch den besonderen Zweck, der Träger unzähliger Lampions zu sein, über denen leuchtende Ballons zierlich im leisen Abendhauche schweben, um der Stadt und der Umgebung in Gemeinschaft mit dem erleuchteten Glocken- und dem herrlich illuminirten Uhr-, ehemaligem Bürgerthurme zu verkünden, daß der steierische Gebirgsverein zur Feier seines zehnjährigen Bestehens ein echtes Volksfest arrangirt hat, das sich gleich dem Linzer Volksfeste alljährlich wiederholen soll.

Noch sind zahlreiche Ueberreste der alten Festung übrig. Eine schmale Schlucht thut sich dicht neben dem Plateau, da wo es sich sanft nach der inneren Stadt abdacht, urplötzlich auf. Fröhliches Brausen dringt herauf. Da sitzen sie zwischen den Wänden der alten Kasematten und in Nischen des bombenfesten Bauwerks, da wo vermauerte Thüren zu den unterirdischen Kerkern führen, wo die Eggenberg und Tattenbach gefangen saßen, und trinken einander den blonden Kerschbacher, den hellrothen Schilcher und den perlenden steierischen Champagner Kleinoschegg's zu und jubiliren und singen und schwatzen bis tief in die Nacht, während bengalische Flammen ab und zu ihr magisches Licht über die altersgeschwärzten Wände und ruinen-

haften Mauern gießen, auf die von oben der Sternenhimmel hereinblickt und der Hauch der Berge weht. So ist der Urkalkfelsen, der so viel Geschichte erlebt und mitgemacht hat, auf seine alten Tage ein harmloser lustiger Gesell geworden. Wie vor vielen, vielen Jahrhunderten, als noch keine Burgen seinen Gipfel krönten und keine Mauern über seine Abhänge liefen, ist er wieder eine grüne Waldkuppe geworden, in deren mildem Dämmerlicht zahllose gefiederte Sänger ihre Nester bauen und ihre einfachen Weisen flöten und zwitschern. Aber es ist nicht die uralte Naturwildniß, die erobernd Besitz ergriffen hat von kulturverlaßner, verödeter Stätte. Nein, die Kultur einer milderen Zeit, die nicht mehr der Burgen und Städtemauern bedarf, um wildem Faustrecht und räuberischen Horden zu steuern, hat den althistorischen Schloßberg von Graz umgeschaffen zu einem Sitz der Freude und stillen, sinnigen Behagens. Dies Städtlein von einst, das sich schüchtern wie ein Küchlein an die felsigen Flanken des ummauerten Berges herandrängte, hat sich ausgewachsen zu einer der größten Städte des weiten Reiches der Habsburger und der Schloßberg liegt heut wie ein grünes blinkendes Wahrzeichen in der Mitte von Graz; denn freundliche Häuserreihen ziehen sich im Westen, Norden und Osten des Berges hier die schimmernde Mur entlang und dort zwischen den heitern Gartenfluren des Rainerkogels und des Rosen- und Ruckerlberges hinauf und gegen die glänzend über den Wäldern schwebende Wallfahrtskirche von Maria Trost hin, weit hinaus, so weit der Blick reicht und aus der inneren Stadt brandet brausendes Leben empor zur grünen Warte, von der zur Erinnerung an alte kriegerische Zeiten die beiden Thürme und roth von der Abendsonne angeglühte Mauerreste hinab blicken auf die Nachkommen derer, die einst vor den Türken zitterten. Grade 40 Jahre waren es jetzt — da begann seltsamer Weise ein Kriegsmann, der Feldmarschall-Lieutenant Baron Welden, dessen Standbild auf der Terrasse vor dem Schweizerhause sich befindet, den kahlen Felsblock, dessen trauriger Anblick den Historiographen vor 60 Jahren so sehr betrübte, in einen Park umzuwandeln, so daß der Schloßberg heut und nicht zum wenigsten auch in Folge seiner Lage hart am Mittelpunkt der inneren Stadt als die Perle von Graz bezeichnet werden muß. So mögest du denn, du prächtiger Schloßberg an der Mur, nachdem du aufgehört hast, am Kleid der Geschichte mit zu weben und den Blitz der Kanonen zu entsenden, außer wenn du deiner „bürgerlichen“ Pflicht als Feuerwächter obliegst, fortleben deine Unsterblichkeit beim Rauschen deiner Baumwipfel und beim Gesange deiner gefiederten Gäste und mögest ab und zu die gelehrten Gespräche der bemoosten Häupter und das Geflüster der Liebenden belauschen, die in dem Schatten deiner Laubgänge hinwandeln! — —

---

* **Werwolf.** Von geschätzter Hand ist uns Nachstehendes zur Veröffentlichung übermittelt worden: Die in der Sonntags-Beilage dieser Zeitung abgedruckte Novelle „Der Währwolf von Gundelstatt“ giebt mir Veranlassung, auf die Schreibung des Wortes „Währwolf“ einzugehen, womit sich natürlich auch die Rücksichtnahme auf die Bedeutung des Begriffes verbindet.

Man versteht unter Werwölfen solche Menschen, die das Vermögen haben, die Gestalt des Wolfes anzunehmen. Der Glaube an diese Verwandlung war weit verbreitet; Jakob Grimm weist ihn in seiner Mythologie nach bei Scythen, Griechen, Römern, Germanen, Slaven; einzelne auf einer niedrigen Kulturstufe stehende Völkerschaften glauben noch heute an die Existenz von Werwölfen, die Nachts heulend umherziehen und alles zerfleischen, was ihnen in den Weg kommt, namentlich lüstern sind nach dem Blute junger Kinder.

Geschrieben findet sich das Wort als Währwolf, Wehrwolf, Wärwolf, Werwolf; ja Luther braucht sogar die Schreibung Bärwolf. Die letztere Form zeigt am deutlichsten, wie die in der ersten Silbe liegende Bedeutung im Volksbewußtsein verloren gegangen ist; selbst manche unserer Schriftsteller lassen einen Werwolf weiter nichts sein als einen bärenbeißigen Menschen. Bei Verlust des Wortsinnes hilft sich eben das Volk mit eigener Etymologie, wie sich dies an einer Unzahl von Beispielen nachweisen läßt. Wir besitzen aber nicht mehr als selbständiges Wort den Namen „wer“, der bereits im Mittelalter nur noch in Zusammensetzungen vorkommt; er entspricht gotischem vair, lateinischem vir (der Mann); danach ist „Werwolf“ gleich „Mannwolf“, ein in einen Wolf verwandelter Mann (Frauen verwandelten sich nach altem Glauben in Katzen) und die Schreibung „Werwolf“, wie sie auch die neue Orthographie anwendet, ist die einzig richtige. Der Stamm „Wer“ findet sich noch rein erhalten in „Wergeld“, Geld, das für Tötung oder Verwundung eines Mannes gezahlt wurde. B.

* **Ueber das Salamanderreiben** geht uns nachträglich aus Leserkreisen noch folgende Zuschrift zu: Das Wort stammt von „Salem einander reiben.“ — Die Orientalen nämlich begrüßen sich mit „Salem!“ — wobei sie sich die Hände reichen und drücken — worin das „Reiben“ verstanden werden kann und worunter wir den „Händedruck“ verstehen. — (Die Indianer wiederum begrüßen sich nach vierwöchentlicher Abwesenheit, indem sie sich gegenseitig mit den Nasen berühren, resp. dieselben aneinander reiben.) — Wenn ein Studiosus den Carcer überstanden, wurde ihm in der Kneipe ein besagter Salem gerieben. — In dem Worte „Salamanderreiben“ liegt eine Abbreviatur, wie der Engländer sie häufig gebraucht, so z. B. für „that will do“ — „that 'll do.“ — Auch kann man's in kleinen Städten bei uns finden, daß, wenn eine altjüdische Frau eine andere besucht, die Wirthin ausruft: „Gott's 'll kommt!“ — und der Gast erwidert: „Wohl geschicht Euch!“ — Dies kommt daher: die jüdischen Frauen sagen in ihrem Morgengebet: „Gelobt sei der Ewige, unser Gott, der mich nach Seinem Willen erschaffen hat.“ — Ursprünglich also war wohl die Begrüßungsformel: „Gottes Wille kommt!“ — Später aber wurde es übertragen in „Gott's Will' kommt“ — und zuletzt in „Gott's 'll kommt;“ — ursprünglich wohl antwortete der Gast: „Wohl geschehe Euch!“ — Später wurde es übertragen in „Wohl geschieht Euch“ — und zuletzt in — — „Wohl geschicht Euch!“ — C. M. B.

* **Köln.** Ueber die Schlußblumen des Kölner Domes wird der Wiener „Deutschen Zeitung“ unterm 15. d. geschrieben:

Es würde nichts mehr nützen, die Sache länger verschweigen zu wollen, indem schon in der Bürgerschaft darüber gesprochen wird und es in den Kreisen der Fachleute zu Auseinandersetzungen gekommen ist — die kolossalen Schlußblumen auf dem Kölner Dome sind total mißlungen! Von kompetenter Seite höre ich, daß man sich mit dem Gedanken trägt, dieselben wieder herunter zu nehmen. Es fällt schon bei der Betrachtung vom Domplatze und noch weit mehr von einem geeigneten erhöhten Standpunkte auf, daß die Schlußblumen viel zu klobig (wie die Architekten sich ausdrücken) gerathen sind und daß sie das ideal emporstrebende Ganze nicht angemessen ausklingen lassen. Es fragt sich nun, ob man die Blumen, von denen erst eine völlig freisteht, oben ausbessern kann, was von einigen Fachleuten verneint wird, oder ob man sie herunternehmen muß. Das letztere ist sehr schwer, sehr gefahrvoll, kostspielig und zeitraubend. Auch wäre zu berücksichtigen, daß in diesem Falle die unter der zuletzt aufgesetzten Kreuzblume niedergelegten Dokumente und Gedenkzeichen einstweilen wieder entfernt werden müßten. Es ist natürlich, daß die Wahrnehmung des Fehlers in den weitesten Kreisen Verstimmung erweckt. Das Dombau-Komite scheint bisher nicht gewußt zu haben, wie es sich in der Sache verhalten soll, ob es der Ansicht in den Kreisen der Fachmänner und im Publikum Gehör geben und die Verbesserung energisch in Angriff nehmen, oder ob es die ganze Affaire mit „vornehmem Stillschweigen“ übergehen soll. Jedenfalls wird in der nächsten Zeit noch mehr von den unglücklichen Schlußblumen die Rede sein.

* **Der Vorzug, ein Millionär zu sein.** Der Kommodore Vanderbilt, welcher vor einiger Zeit in Newyork mit Hinterlassung eines fast unermeßlichen Vermögens starb, ließ dereinst, als er nach Paris kam, von Meissonnier sein Porträt malen. Während der Sitzung plauderte der Maler mit Vanderbilt und der letztere fragte: Haben Sie nie ein Gemälde verkauft, welches Sie nachher schmerzlich vermißten? — O freilich, antwortete der kleine Meissonnier mit großer Lebhaftigkeit, da ist ein Bild, es stellt den General Desaix dar, wie er mit Landleuten auf dem Felde plaudert, das war mir ans Herz gewachsen. Als ich gerade Geld brauchte, verkaufte es Petit, mein Agent, an einen Kunstliebhaber in Dresden für 30,000 Francs. Nach dem Kriege sehnte ich mich nach dem Bilde, es kam mir vor, als schmachte Desaix in der Gefangenschaft und ich ließ dem Besitzer 80,000 Francs bieten, wenn er es mir zurückgäbe, aber der Mann verkaufte es nicht.

Ah, sagte Vanderbilt und versang in Schweigen.

Drei Tage später erhielt Meissonnier von dem amerikanischen Krösus eine Einladung zum Diner. Als er in den Salon trat, prangte sein Desaix auf einer hohen Staffelei.

Wie, rief der Maler, Sie sind in den Besitz dieses Bildes gelangt? Wie haben Sie das gemacht?

Sehr einfach. Ich ließ dem Besitzer durch Petit telegraphisch 150,000 Francs bieten und jener schickte es sofort.

* **Eine Anekdote von Professor Dumreicher** erzählt die wiener „Pr.“ Der jüngst verstorbene Professor Baron Dumreicher hatte die Gewohnheit, vor seinen Kranken lateinisch zu sprechen. Einmal fragt ihn ein Patient, warum er lateinisch spreche, da er sich doch auch Deutsch verständlich machen könne. Darauf antwortete Professor Dumreicher: „Damit sich die Kranken an eine todte Sprache gewöhnen.“

* **In der Gelehrtenwelt** wird man es gewiß mit tiefem Bedauern vernehmen, daß ein Manuskript Herschel's verloren gegangen ist. Vor einiger Zeit erhielt Herr Richard Fleischer, Redakteur der „Deutschen Revue“, nämlich durch einen gelehrten Freund ein noch unveröffentlichtes kleines Manuskript Friedrich Wilhelm Herschel's. In Folge dessen sprach er Jenem den Wunsch aus, noch nach weiteren bisher ungedruckten Manuskripten des großen Astronomen zu forschen, da der betreffende Gelehrte mit einem in Falmouth lebenden Enkel Herschel's, Mr. Nicholson, bekannt ist. Diesem Wunsche wurde entsprochen; das Resultat war aber, dem „B. B. C.“ zufolge, kein erfreuliches, denn vor kurzem traf die Nachricht ein, daß ein in der That vorhanden gewesenes unedirtes Manuskript über Sternenkunde von der Großmutter des Mr. Nicholson in den Kachelofen geworfen worden sei, „weil es lange Zeit unnütz umhergelegen habe.“

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.